



Ernst Wiechert

DAS ZERSTÖRTE MENSCHENGESICHT

Liebe Schweizer Freunde,

als ich vor drei Monaten auf dem hohen Ufer hinter Stäfa stand und im Abendlicht die Schönheit Ihrer Erde vor mir liegen sah, Weinberg und Garten, Insel und See, das Fleißige und Tätige Ihrer Menschen, Frieden und Behütetsein: wollte es mir wohl alles wie ein Traum vorkommen, etwas, auf dessen Grunde schon leise die Angst vor dem Erwachen stehe. Denn in einer zerstörten Welt, aus der ich doch kam, war dieses ja nicht anders zu sehen, als wie man Träume sieht, und auch die Bank, von der Goethe vor 150 Jahren über See und Ufer geblickt hatte, und auf die ich leise meine Hand legte, schien mir nur ein Teil des Traumes zu sein.

Denn dieses mußte ich wohl mit einer tiefen Bewegung fühlen, was und wieviel 150 Jahre für unsereinen bedeuten, wenn wir an einer Stelle stehen, von der aus das Geschaute damals nicht Traum sondern sichere und schöne Wirklichkeit war. Zwar mochte auch damals der Strom der Geschichte vor den Augen des Schauenden vorüberziehen, beschattet von allem Dunklen, was auch damals geschah, aber doch war unter seinen Schuhen und vor seinen Augen Wirklichkeit, das noch nicht Veränderte, das anscheinend ins Ewige Reichende. Und ich fühlte, daß es das war, was unsereiner nicht mehr besitzt: das Unerschreckte, das Gläubige und Vertrauende. Daß die Erde sicher ist unter unserem Fuß und die Zeit nach stillen Gesetzen abläuft, eingeteilt und gemessen von den Uhren, die von den Türmen schlagen.

Und wie ich mich umsaß in der schönen Runde, von Freunden umgeben und an Freunde denkend, war es mir wie jedesmal in Ihrem Lande, als könnte bei Ihnen auch ein Traum Wirklichkeit werden, und als könnte ich hier zu Hause sein, gerade an dieser Stelle, als könnten die hohen Pappeln auch in meinem Garten wachsen und die Nußbäume mir Schatten geben nach einem langen und gefährdeten Leben.

Und als an demselben Abend, nur um eine Stunde später, mir an diesem Seeufer freundlich angetragen wurde, an diesem Tag besonderen Gedenkens zu Ihnen zu sprechen, war es mir wie ein Zeichen, daß auch ein Traum sich mit der Wirklichkeit verbinden könne, und ich sagte zu, ohne mich nur einen Augenblick zu bedenken, wie man auch im Traum oder im Märchen ohne

Besinnen einen Auftrag annimmt, weil man die Bedeutung und den Zauber der Stunde fühlt.

Und als ich wieder in mein Land zurückgekehrt war und nach der Arbeit an meinem Buch in den Briefen blätterte, die Goethe im Jahre 1775 aus der Schweiz heimgeschrieben hatte, war es mir wie ein zweites Zeichen, daß ich gleich zu Anfang die Stelle fand, an der er sagte: "Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist, nun geh' mir's wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort".

Es war mir schön, dies am Anfang meiner Arbeit zu lesen, es war mir wie eine Bestätigung, daß man recht getan hatte, mir den Auftrag zu geben. Nicht weil ich etwas oder viel von Goethe wüßte. Nicht weil mein Name geachtet und von vielen geliebt war in der Schweiz. Sondern weil auch ich dieses hätte sagen können und unzählige Male gesagt habe: "Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist". Daß ich nicht nur die Kenntnis oder die Wissenschaft besaß, die zu einer solchen Rede gehören mag, sondern daß ich das viel Größere besaß: die Liebe. Die zu Goethe und die zu Ihrem Lande. Und daß ich an jenem Abend vor drei Monaten auf dem hohen Ufer ganz leise zu mir sagen konnte, wenn auch vielleicht mit anderen Worten: "Nun geh' mir's wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort".

Und was Zuflucht ist, was es für ein schönes und tief beglückendes Wort ist, das habe ich nun wohl auf eine schmerzlichere aber auch schönere Weise erfahren als die meisten unter Ihnen. Zuflucht sucht nur der Fliehende und Verfolgte, oder der es gewesen ist, der immer noch Friedlose. Der auch Nußbäume in seinem Garten hat, aber er weiß nicht, ob nicht eines Nachts fremde Hände sie abschlagen werden. Der auch Pappeln gepflanzt hat, und sie werfen schon einen langen Schatten, aber er weiß nicht, ob sie nicht eines Nachts umgebrochen und als Brennholz fortgetragen werden.

Und von einer anderen, einer viel tieferen Zuflucht, wollen wir noch gar nicht sprechen.

Aber während ich nun in diesen Briefen und Tagebuchblättern immer weiter las, wie man in einer schönen Landschaft nicht aufhören kann, sich umzublicken; wie ich von ihnen, die das Erlebte beschrieben, zu dem kam, was das Erschaute und dann im Herzen Verwandelte war, zu dem "Gesang der Geister über den Wassern" etwa, oder zu der wunderbaren Klage der

"Euphrosine"; wie ich dann von den Schweizerreisen unvermerkt zu den anderen kam, zur 'Harzreise im Winter' und zur 'Italienischen Reise'; wie ich also langsam wieder der Verzauberung verfiel, die dieses große Herz so lange über mich geworfen hat: bedrängte mich nun doch immer mehr der Zweifel, ob unsre Gegenwart es wohl erlaube, an einem Gedenktage wie diesem nur der beglänzten Vergangenheit zu gedenken und also dem Schatten des Dichters und seines Freundes wie dem Ruhm dieser Schweizer Gemeinde einen flüchtigen wenn auch dankbaren Kranz zu flechten.

Und je mehr ich darüber nachdachte, desto gewisser wurde mir, daß dieses nicht der richtige Weg sei. Daß Goethe dreimal in der Schweiz gewesen war und vor welchen Menschen und Bergen er gestanden hatte, das mochte wohl in das Bildungsgut dieses Landes eingegangen sein, und zumal in dieser Gemeinde mochte jedes Kind wissen, worum es sich dabei handle. Und dessen mochte wohl mit Liebe und auch mit Stolz gedacht werden zu aller Zeit und nicht nur an diesem Tage.

Aber etwas anderes war es schon, zu bedenken, für unsereinen, wie diese Gemeinde und dieses Land nun diese 150 Jahre in Ehre und Rechtlichkeit bestanden hatten, auch in den Jahren, in denen dieser große Name in seinem Vaterland geschmäht worden war. Auch zu der Zeit, da sein Geburtshaus in Schutt und Asche gesunken war und der Krieg nicht halt gemacht hatte vor dem Ehrfürchtigen, das die Herzen der Menschen und Völker bewegt. Wie dieses Land das längst verklungene Wort wahr gemacht hatte: "Nun geh' mir's wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort". Und wie seit Monaten in diesem Lande viele Herzen und Hände sich regen, um in einer Neuausgabe der Goetheschen Werke den großen Toten zu erneuern und zu bewahren.

Und wer dies bedachte, mußte nun auch das andere bedenken: wie es nun in der Heimat dieses Toten aussah und wie wir nun wohl in zwei Jahren, zweihundert Jahre nach seiner Geburt, die Augen zu ihm würden aufschlagen können.

Das heißt, daß mir unter den Händen dieser Auftrag, den ich für diese Stunde empfangen hatte, sich leise verwandelte und daß es nun doch um etwas anderes ging als um eine akademische Festrede. Daß auch in einem behüteten Lande das Unbehütete vor den Toren steht und daß uns nicht

wohl sein würde, an einer Festtafel zu sitzen, während sich an die Fensterscheiben die Gesichter der Kinder und der Mütter pressen, blasse, hungrige und verstörte Gesichter, die wie Schemen der Nacht auf unser Brot und unsern Wein starren. Daß wir uns nicht an der Gegenwart vorüberschleichen dürfen, um uns an der Vergangenheit zu freuen, ja daß wir das Bild des großen Toten wohl daraufhin ansehen müssen, ob es nur ein Glanz des Gewesenen sei oder ob seine Tröstung hineinreiche bis in unsre verstörte Zeit und unser verstörtes Menschengesicht.

Und dieses Wort vom verstörten, ja vom zerstörten Menschengesicht ist es wohl nun, das uns jetzt eine Weile ansehen sollte. Denn was vor 150 Jahren war, hier an diesem stillen und schönen Ort: Freundschaft und Natur, Wanderung und Kunst, die Sicherheit des Lebens und des Tages, das sich schon langsam zur Weisheit und zum Entsagen Wendende, das mag wohl erhalten und bewahrt geblieben sein in seinem Kern und Wesen. Aber es wurde bewahrt und erhalten, während ringsum das Schreckliche geschah. Nicht nur Krieg und Verwüstung der Erde, nicht nur Tod und Vernichtung des Lebens. Sondern daß das Schrecklichste geschah, was geschehen kann, eben die Zerstörung des Menschengesichts. Der Zerfall der Güte und Barmherzigkeit, der Rechtlichkeit, der Wahrhaftigkeit, der Frömmigkeit, der Duldung, der humanitas. Nicht nur im allgemeinen, in der Idee gleichsam, sondern im Bilde selbst, im lebendigen Menschenbild. Daß Gott Zug auf Zug dieses Gesichtes verließ, lautlos, wie ein Überwältigter im Schatten der Nacht ein verlorenes Schlachtfeld verläßt, und statt seiner erschienen nun die Dämonen am Rande dieses Gesichts, unsicher noch und vorsichtig, bis sie sahen, daß es ein leeres Gesicht war, ohne Gefahr, und sie es besetzten und besaßen und zerstörten, und es uns hinterließen als das einzige Erbe, nachdem der Tod sie selbst ausgelöscht hatte nach ihrem verlorenen Spiel.

Und an diesem zerstörten Gesicht das Gesicht des großen Toten zu messen, scheint mir nun allerdings ein schöner Auftrag, und noch schöner, wenn es uns gelänge, aus dieser Messung einen unverlierbaren Trost auch für uns, auch für das Zerstörte zu gewinnen.

Es hat mich sehr bewegt, daß ich an dem Tage, als ich diese Worte aufzuschreiben begann, einen Brief aus Zürich erhielt, von einer jüdischen Ärztin, die vor zehn Jahren, bevor sie ihr Land verlassen mußte, einen heimlichen

Abschiedsbesuch bei mir machte und die erste war, deren Treue und Liebe ich nach dem Kriege wieder empfangen durfte. Sie war damals nach London gegangen und ist dort geblieben. Sie ist englische Staatsbürgerin geworden, hat alle Not und Gefahr bestanden und war nun doch eigentlich in dem, was wir die Sicherheit und die Zuflucht nennen. Und in diesem Sommer hat sie ihre erste Reise seit zehn Jahren gemacht, eben nach dem Lande, das so viele von uns lieben als eine letzte Zuflucht, nach der Schweiz. Und sie schreibt mir, wie sie am ersten Tage durch die Straßen Zürichs gewandert sei, viele Stunden, wie in einem Traum, durch eine unzerstörte Erde und zwischen unzerstörten Menschen. Aber wie sie dann am Abend in ihr Hotel zurückgekehrt sei, im Walde, auf der Höhe, habe sie es sich nicht Wohlsein lassen nach sovielen Jahren der Entbehrung und der Not, sondern sie habe sich auf ihr Bett gelegt und geweint, wie sie sich nicht erinnern könne, jemals in ihrem Leben geweint zu haben.

Und dieses, liebe Freunde, ist nun wohl etwas, was nicht nur mein Herz sondern auch die Ihrigen bewegen sollte. Was uns allen anzeigen sollte, daß ein Gedenktag wie der heutige anders gefeiert werden müßte als vor zwanzig Jahren noch, als ein ernster Tag, ja als ein Tag, der von einem fast tödlichen Ernst leise beschattet werden sollte. Denn wenn nicht nur die Besiegten sondern auch die Sieger in die Schweiz als den letzten Zufluchtsort dieser Erde kommen, so muß Großes und fast Tödliches geschehen sein in der Welt und in den Menschenherzen, und es will uns darüber fast verblassen, was Goethe vor 150 Jahren hier getan und gedacht und empfunden hat. Nur daß wir es als ein Zeichen betrachten wollen, als ein großes Zeichen, wie damals schon der viel Umgetriebene, der viel Liebe und viel Leid empfangen hatte, bei Ihnen ausruhte und an Natur und Kunst und Freundschaft sein Herz mit dem Frieden erfüllte, nach dem der Mensch des Abendlandes schon damals schmerzlich verlangte.

Denn schon damals wurden doch die schönen Verse aufgeschrieben, die uns heute wie Verse der dunklen Gegenwart erscheinen wollen:

*Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage.
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!*

Und weiter, in derselben Elegie:

*Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz:
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühling reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Los.*

Und daß wir alle dieses erfahren haben, das sollte uns, die so Verwandelten, mit einer besonderen Ergriffenheit diesen Tag feiern lassen. Über des Menschen Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Los. Und nicht dieses will uns so ergreifen, diese alte Weisheit vom schwankenden Lose, daß wir "wie ein Schatten auf Erden" sind oder wie "Gras auf dem Felde", sondern daß die Jahre eben hinter uns liegen, in denen das Leben nicht ein köstlicher Schatz war sondern etwas, das man aus der Hand blies wie Asche und unter die Füße trat wie ein Gewürm. Daß in diesem vergangenen Jahrzehnt die große Sünde gegen das Leben begangen wurde, die nie wieder gut zu machende und nie zu vergebende Sünde. Die kalte Verachtung dessen, was auch für ihn ein Ebenbild Gottes war, mochte er ihm auch andere Namen geben.

Denn es mochte in diesen vergangenen Jahren noch hingehen, daß Recht und Wahrheit und Freiheit geschändet wurden und daß die Liebe ausgelöscht war in der Welt wie eine vergehende Kerze. Es mochte hingehen, weil alles dieses wiederhergestellt werden kann, sobald der Mensch sich seiner Bestimmung wieder entsinnt. So wie die verwüstete Erde nach Jahren oder Jahrzehnten wieder grünen wird nach "ewigem, festem Gesetz".

Aber unwiederbringlich ist das zerstörte Leben, mit Keim und Krone und Frucht zerstört. Und Zerstörung des Lebens, planvolle und tausendfache Zerstörung, ist das, was das Gesicht der Erde tiefer und verhängnisvoller verwandelt als jede Katastrophe der Natur. Nicht nur die Gesichter derer, die

getötet haben, sondern auch derer, die Zeugen waren, nahe oder ferne Zeugen, und wer auf dieser Erde ist nicht so Zeuge gewesen des Schrecklichen? Wer also auf dieser Erde ist nicht auch mit einem leisen Faden an die große Schuld des Abendlandes geknüpft? Daß wir das Gute nicht so weiterreichten, wie uns aufgetragen worden war? Wie uns noch einmal in einem großen Beispiel von diesem Toten aufgetragen worden war, dessen Gedächtnis wir heute feiern? Edel, hilfreich und gut zu sein, war uns aufgetragen worden, und wenn nur ein einziges Volk aufstehen durfte in der Geschichte und diese Mahnung verachten, so waren doch wohl unser aller Hände nicht hilfreich genug gewesen, um das zu verhindern. Es gibt eine viel tiefere Kollektivschuld, als reisende Theologen sie heute verkünden, eine, in die die ganze Menschheit verflochten ist und verflochten war, lange ehe das Schreckliche geschah, auch wenn sie dem Volke, das das Schreckliche beging, nichts von seiner schrecklichen Schuld fortnimmt.

Denn so war es doch, daß wir alle geglaubt haben, nicht aufstehen zu können gegen die Gewalt. Daß wir beiseite gegangen sind, und Beiseitegehen ist Schuld. Wenn ein Pferd geschlagen wird auf der Straße, hart und roh geschlagen, so sind wenige unter uns, die das Wort oder die Hand gegen den Täter erheben. Die andern aber schleichen sich davon und sagen, daß es zwecklos sei, gegen rohe Gewalt aufzustehen mit der eigenen schwachen Kraft. Sie sind nicht schuldig vor dem Richter, denn kein irdischer Richter bestraft das Sichabwenden von Rohheit und Gewalt. Aber sie sind schuldig vor ihrem Gewissen, vor Christus und vor dem Himmel der Pferde.

Angst lag über der ganzen Welt, und kein Land ist verschont geblieben von dieser Angst, auch das Ihrige nicht. Und sollte noch jemand unter Ihnen sein, der geneigt wäre, zu richten und zu verurteilen, so sollte er sich der Züge der Todgeweihten erinnern, die an Ihre Grenze kamen und die an der Grenze zurückgeschickt wurden, weil keine Zuflucht für sie da war. Und jedermann wußte, daß sie in den Tod und das Grauen zurückgeschickt wurden. Nein, wir wollen diesen Tag nicht nur so feiern, daß wir meinen, nur an dieser Stelle, von dem Toten behütet, sei die große Gerechtigkeit gewesen. Wir wollen ihn lieber so feiern, daß wir uns gestehen, auch hier sei einiges geirrt und gefehlt worden, aber aus dieser Erkenntnis des Irrtums und der Fehler solle nun das Bild des Toten noch reiner und noch leuchtender hervorgehen.

"Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!"

Ja, auch das Leben, auch das Menschengesicht war uns ein so vereilender Wert, und nichts scheint mir größer zu sein für diesen Tag als der Wille, das Zerstörte wieder zu heilen. Manche von Ihnen werden der Meinung sein, es sei nichts anderes zerstört als Habe und Besitz, Heimat und Dach, und es genüge wohl, dieses zu heilen oder nur zu lindern, um einen neuen Anfang zu setzen. Aber es ist mehr zerstört worden, liebe Freunde, viel mehr, und es ist nicht nur bei uns sondern in der ganzen Welt zerstört worden. Es gibt einen schwarzen Markt des Leibes, aber einen noch viel schwärzeren der Seele, und in allen Ländern, die der Krieg überfallen hat, ist eine ganze Generation am Untergehen. Am Untergehen nicht nur der Sicherheit ihres Leibes sondern am Untergehen ihrer Seele. Wer sieben oder zehn Jahre lang im Schatten der Dämonen gelebt hat, im Angesicht der Gewalt, der Lüge, der Verderbtheit, kann nicht am nächsten Tage aufstehen wie von einem Krankenbett, und es gibt kein Wort aus den Werken unseres großen Toten, das den so Betroffenen etwas anderes wäre als Schall und Rauch. Ein Märchenglanz versunkener Zeit, etwas das zu belächeln ist, wie sie die Rechtlichkeit ihrer Großmütter belächeln. Wer von Ihnen nur einen Abend durch unsere zerstörten Städte wandern wollte, es würde ihn das Bild der Alten, Hilflosen und ganz und gar Hoffnungslosen tief bewegen, wie sie aus den Kellern herauskommen, um eine Weile am scheidenden Licht sich still zu erfreuen. Es würde ihn auch das Bild der Trümmer und der Ruinen bewegen, wo die blühenden Sträucher wie aus dem Tode herauswachsen, aus den Leibern der dort im Feuer Begrabenen.

Aber viel tiefer noch würde sein Herz bewegt werden von dem Anblick des Lebens, das sich nun zwischen diesen Trümmern bewegt. Wie eine ganze Generation zu verderben droht, weil der Sieger vom "Unwiederbringlichen" ebenso wenig weiß wie der Besiegte ... Ja, mir ist's wohl, daß ich ein Land weiß, wie die Schweiz ist. Denn hier ist noch eine andere Zuflucht zu finden als die vor der Not des Tages. Eine Zuflucht des Herzens, das nach Reinheit verlangt und nach Güte, und wo die Liebe nicht ihren Preis hat wie auf dem schwarzen Markt. Und vielleicht werden Sie nun leichter verstehen, weshalb die Frau aus England geweint hat an ihrem ersten Abend in Ihrem Land.

Ich werde oft gefragt, wenn ich hier bin, wie es nun mit meinem Volke sei und wie es ihm an Leib und Seele gehe. Und ich werde nicht nur von Ihren Landsleuten darnach gefragt. Ich gebe keine großen Antworten, ich gebe keine wirtschaftlichen oder psychologischen Essays. Ich sage nur, daß, wenn sie drei kleine Geschichten hören wollten, ich sie ihnen erzählen würde.

Die erste Geschichte ist die von der alten Frau, die in Hamburg einen Zug besteigen wollte, und es war kein Hineinkommen über die Trittbretter möglich. Und so hob man sie von innen her durch das Fenster hinein. Aber während sie so einen Augenblick zwischen Himmel und Erde schwebte, zogen zwei Männer ihr die Schuhe aus und machten sich mit ihnen davon.

Und die zweite Geschichte ist die aus einem Dorf meiner ostpreussischen Heimat, einem kleinen Dorf, verloren zwischen den Wäldern und Mooren, und es hat wohl nicht viel Böses getan in den vergangenen zwölf Jahren des Bösen. Es wurde erobert und besetzt, und ein paar Wochen nach der Besetzung versammelten sich auf dem kleinen Friedhof und rings um seine Mauern die Überlebenden des Dorfes, Greise, Frauen und Kinder. Man sagt mir, daß es sechshundert gewesen seien. Und diese sechshundert gaben in einer Viertelstunde gemeinsam ihr Leben von sich. Oder doch den Rest ihres Lebens, weil dieser Rest so war, daß sie ihn nicht mehr tragen konnten.

Und die dritte Geschichte ist die von einem Ehepaar in der Provinz Brandenburg, eine Geschichte nicht der Vergangenheit sondern der Gegenwart, wie es mit einem Freunde über Land ging und drei russische Soldaten es anhielten. Und während der eine den Weg mit der Waffe versperrte, nahmen die beiden anderen die Frau in den nahen Wald. Und als sie zurückkehrte und sie alle drei nun schweigend weitergingen, sagte sie nach einer Weile nur dieses: "Das dreiundachzigste Mal. "Nichts weiter als dieses.

Und mehr wollen oder können auch die Fragenden nicht hören nach diesen drei Geschichten. Keine wirtschaftlichen oder psychologischen Erörterungen. Sie haben erblickt, was wir das "zerstörte Menschengesicht" nennen, und wer es erblickt hat, möchte wohl nichts weiter fragen.

Mir aber erscheint keine Gedenkstätte und keine Festrede recht und berechtigt, die nicht als einziges sich vornähme, aufzurufen zu einer Heilung dieses Menschengesichts. Und ich glaube, daß auch der große Tote nichts

anderes zu seiner Ehrung von uns verlangen würde als eben dieses: daß wir das "schwankende Los" über des Menschen Leben, den "köstlichen Schatz" etwas weniger schwankend zu machen versuchten.

Denn es gibt eine andere seiner Reisen, an die wir uns ebenso erinnern sollten wie an die drei Schweizer Reisen oder die nach Italien. Was ihn hierher trieb und nach der Heimat Tassos, war die Ausbildung seines Lebens und seiner Dichtung, das Vollendenwollen des in ihn gelegten Gutes, der heilige Egoismus aller Begnadeten, die die ganze Gnade haben wollen und nicht nur einen Teil. Und wie er in Maria Einsiedeln die kleine goldene Krone in die behutsame Hand nahm und sich dachte, wie schön es sein müßte, sie der ferneren Geliebten auf das Haupt zu setzen, so war alles dieses, Landschaft und Menschen und Schicksale, doch nur ein Stück des Weges für ihn zu der Krone, die er für sich selbst gewann. Zu der seines Lebens und seines Werkes. Und wer das Seinige dazu getan hatte, ob nun Lavater oder Barbara Schultheß, sank in den Schatten zurück, als er gegeben hatte, was zu geben war.

Aber da war eine Reise, die nicht begonnen wurde, um zu nehmen, sondern allein um zu geben, um zu helfen und zu heilen, ja um ein zerstörtes Menschengesicht wieder zurückzuführen in den Frieden und in die Macht der Liebe. Es war die Harzreise im Winter, und ihrer sollten wir uns immer erinnern, wenn wir uns der großen und berühmten Reisen erinnern. Und gerade heute sollten wir uns ihrer erinnern. Denn der, an den die Verse geschrieben sind, die zu den schönsten der deutschen Sprache gehören, ist er nicht das Urbild aller derer, die heute in der Verstörung sind? Ist es nicht ein ganzes Volk, von dem dort in den ergreifenden Versen gesprochen wird?

*Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
hinter ihm schlagen
die Sträucher zusammen,
das Gras steht wieder auf,
die Öde verschlingt ihn.*

Ist es nicht dieses Volk, für das ich hier stehe? Das Volk, aus dessen Urgrund doch derjenige hervorgegangen ist, dessen wir heute gedenken und dessen Bild kein Grauen hat auslöschen können aus dem Gesamtbild dieses Volkes?

Und so, wie der Tote ihm nachsah, dem, "dem Balsam zu Gift ward", sollten wir nicht so heute einem ganzen Volk nachsehen, wie es mit zerstörtem Gesicht in die Öde geht und das Gras steht hinter ihm auf? Sollte der Tote uns nicht mahnen, ihm nachzugehen, wie er jenem nachging? Sollte er uns nicht mahnen, des Richtens genug sein zu lassen und den Verlorenen wieder an das Herz zu nehmen? Denn das ist es doch wohl, wonach ein ganzes Volk am tiefsten und schmerzlichsten verlangt: nicht satt zu werden und gekleidet und behaut zu werden, so unerläßlich das auch ist. Sondern ans Herz genommen zu werden, wie ein Kind, das aus der Öde heimkehrt, und es hat Sünde genug getan in dieser Öde. Aber je mehr Sünde einer tut, desto mehr will einer heimkehren zu denen, die nicht Sünde taten oder doch weniger Sünde taten. Bei denen "Zuflucht" ist, "geh's nun, wie's wolle", und es ist eine tiefere Zuflucht, als Goethe sie damals meinte, als er jung und strahlend und nicht abseits war in der Fülle seiner Jugend.

Und das, liebe Freunde, ist es fast allein, was ich Sie bitten möchte im Gedenken an den Toten. Und es ist auch fast alles, was ich zu seiner Ehrung und der Ihrigen zu sagen habe. Daß Sie sein Bild bewahrt haben seit 150 Jahren, und am meisten in der Zeit, als es in seiner Heimat geschändet wurde. Und daß Sie, als Sie mich riefen, vergessen wollten und vergessen haben, daß ich ja aus dieser Heimat der Schändung kommen würde. Daß Sie sich erinnern haben, daß auch bei uns die "reine Menschlichkeit" des Toten nicht von allen verleugnet wurde, und daß Sie zeigen wollten, daß es im Geistigen wie im Sittlichen wie in der Liebe nur ein einziges Reich gebe, an keine Grenze gebunden als an die des guten Willens und des reinen Herzens.

Und ich möchte nicht unterlassen zu sagen, daß Sie mich auf eine schöne und hohe Weise damit geehrt haben, und daß ich dankbarer bin, als ich es hier sagen kann.

Das andere aber, das wir alle versuchen wollen, an der Hand des Toten und seiner Werke und seines Lebens an unsre große Aufgabe zu gehen, an die Wiederherstellung des zerstörten Menschengesichts: was sollten wir wohl viel darüber sagen? Brauchen wir von dem vielen, was er dazu gesagt und geschrieben hat, etwas anderes als etwa sein Wort: "Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir von Gott erbitten sollten?" Brauchen wir etwas anderes als den stillen und nie aufhörenden Anblick seines großen

Lebens, dessen Glück es war, das Erforschliche verehrt zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren? Etwas anderes als sein stilles Wort: "Ach, warum versäumt man so viele Augenblicke, Fremden wohlzutun?"

Lassen Sie uns nicht denken, daß die Dämonen zurückgetrieben worden seien in ihr Reich der Höhlen und der Finsternis. Daß ein Land wie die Schweiz nicht nötig hätte, sich um zerstörte Menschengesichter zu bekümmern. In den zwölf Jahren, die vergangen sind, wurde um Höheres gespielt als um ein sogenanntes Großdeutsches Reich, und auch in den zweieinhalb Jahren, die nach dem Kriege vergangen sind, wird um Höheres gespielt als um Wiedergutmachung oder Vergeltung oder Aufbau, oder wie sie es sonst nennen. Es wird auch nicht nur um die Existenz des Abendlandes gespielt, sondern um das Letzte, eben um das Menschengesicht. Denn es ist entbunden worden, was Goethe in der Gestalt des Erdgeistes vorausgesehen hat, und es ist nicht eine zufällige Parallele, daß mit der Zerstörung des Menschengesichts auch die Zerstörung der Natur Hand in Hand gegangen ist. Daß die Möglichkeit ihrer Zerstörung in die Menschenhand gelegt worden ist und der erste Schein der Apokalypse sein schreckliches Licht über die Erde geworfen hat. Daß die Natur, die von Goethe so tief verehrte, ja als ein Heiligtum verehrte, ein Objekt geworden ist und daß die Existenz, die nackte, leere, angstvolle Existenz des Menschen der einzige Gegenstand der heutigen Philosophie geworden ist. Glauben Sie doch nicht, daß aus dem Urgrund eines einzigen Volkes das Böse aufgestanden ist. Dieses Volk war nichts als der Bote, der bereitwilligste und schnellste Bote, aber die Botschaft lag auf dem Tisch aller Völker, versiegelt und mit Scheu betrachtet, und es könnte die Zeit kommen, in der andere Völker sich zum Botendienst hergeben. Und glauben Sie doch nicht, daß die Weisheit von Menschen und Regierungen Ihr eigenes Land davor bewahrt hat, diesen Boten der Apokalypse Speise und Trank zu reichen. Ja, ich glaube, daß der Tote, dessen wir heute gedenken, Sie mehr davor bewahrt hat als alle Lebenden. Daß er Zuflucht bei Ihnen gefunden hatte und daß Sie sein Vermächtnis bewahrt hatten, in dieser kleinen, stillen Gemeinde und in tausend anderen. Und weil ich das glaube, spreche ich hier mit einer tieferen Ergriffenheit, als Sie ahnen können. Nicht weil Sie ein neutrales Land waren, sondern weil Sie das unzerstörte Menschengesicht bewahrt haben, und es ist fast das einzige Land des Abendlandes in dem es bewahrt worden ist. Blicken Sie hinaus

über Ihre Grenzen, nach Italien oder den Staaten des Südostens und Ostens, nach Frankreich oder Spanien oder wohin Sie wollen, von meinem Land zu schweigen; wo werden Sie es erblicken, das unzerstörte Menschengesicht? Die Zuflucht für diejenigen, die an die reine Menschlichkeit glauben?

Ja, es ist wohl wieder einmal die Zeit gekommen, in der diejenigen, die sehenden Auges sind, den Weg der Menschheit an anderen Zeichen ablesen als an denen der Politik oder der Wirtschaft: an den heimlicheren, aber untrüglicheren Zeichen der Kunst. Zeiten, in denen die Verehrung Goethes oder Stifters oder Kellers zum Beispiel ein festerer Maßstab ist als die Zahl der Arbeitslosen. Zeiten, in denen in allen Ländern, auch in dem Ihrigen, die Künstler meinen, daß die Zeit der Freiheit nur deswegen für sie gekommen sei, damit sie ungehindert und unbeschränkt die Spiele ihres Geistes auf die große Leinwand werfen können. Daß nun wieder erlaubt sei, alles zu sagen, während doch noch Goethe und Gotthelf wußten, daß in der Kunst nur erlaubt sei, nicht alles zu sagen. Zeiten, in denen das Herz belächelt wird und der Geist als das einzige Element aller Kunst erscheint. Zeiten, in denen der verhängnisvolle Sturz der Menschheit in die ratio uns des letzten magischen Urgrundes beraubt, in dem Goethe noch so sicher geruht hat. Zeiten, in denen wir vor dem Zauberberg sitzen und der Melodie der großen Rattenfänger lauschen, ohne zu ahnen, arme Verzauberte wir, daß in diesem Berge schon die Krone zerglüht und zerschlagen wird, die ehemals die Stirn der Menschheit schmückte oder schmücken sollte.

Ja, viele sind unter uns, die meinen, daß es ein toter Tag sei, der sich über uns erhebe. Aber wir wollen, auch die Geprüftesten unter uns, niemals vergessen, daß immer diejenigen da sein werden, die guten Willens und reinen Herzens sind. In denen wie in einem versiegenden Brunnen das letzte Wasser des Lebens stehen wird, wenn alle anderen Quellen vertrocknet sein werden. Das letzte Christentum, die letzte Menschlichkeit, die letzte Güte und auch das letzte Lied. Wir haben alle an der letzten Macht der Erde es fehlen lassen und gefehlt, an der Liebe. Nicht nur unter den Völkern, sondern auch untereinander. Wir können es nicht mehr einholen, aber wir können noch ein wenig dazu tun, ja, untereinander können wir vieles dazu tun. Und wenn das Irdische eines Volkes, vieler Völker untergehen sollte, seine Größe, seine Pläne, seine Hoffnungen, und daß es einmal die Welt bewegt hat, so kann doch das Unsterbliche bleiben im Gedächtnis der Welt,

jeden Tag aufs neue, wie das Unsterbliche dieses Toten geblieben ist. Nicht das Letzte der Hände, das er erworben hat, aber das Letzte des Herzens, das er bewiesen hat. Und das Letzte ist immer die Liebe.

Nein, wir wollen es uns nicht angst sein lassen um die Zukunft der Kunst. Mag sie ein verstörtes Gesicht tragen in der Verstörung der Welt, ein verzerrtes Gesicht sogar in der Verzerrung aller Werte: sie wird doch das erste sein, das sich aus Verstörung und Verzerrung wieder lösen wird. Weil sie den tiefen Quellen der Unvergänglichen und Ewigen immer noch am nächsten ist. Weil sie, trotz aller Verfeinerung und Bewußtheit, doch das Kindliche des Menschen ist, das Spiel, das Zwecklose, und sich nichts so schwer vergißt oder verliert wie das Kind. Es gibt törichte Spiele und wilde, von der Zivilisation geborene, wie elektrische Eisenbahnen, aber auf dem Grunde der Völker wird nicht mit diesen Eisenbahnen gespielt, sondern immer noch mit Sand und Steinen und Garnrollen, wie wir mit ihnen gespielt haben, und immer wieder wird auf diesen Garnrollen der Faden des Schicksals aufgerollt werden, und wir merken gar nicht, daß aus den kindlichen Fäden einmal der Faden der Ewigkeit wird.

Das Leben ist beständiger, als wir denken, zuverlässiger und unverletzlicher, und auch die Kunst als sein schöner Schein oder seine Verklärung ist es. Goethe ist immer noch da, Shakespeare, Homer, die Psalmen oder der Prophet Jesaia, indes alles still versunken ist, was sich über diese Unsterblichen lustig gemacht hat und die "einzige, wahre" Kunst aufgestellt hat. Und auch die Sterne sind immer noch da, nachdem der Feuerschein der Raketen erloschen ist. Es bleibt immer nur da, was für übermorgen ist, nicht das, was für heute oder morgen ist. Und das Übermorgen wird mit großen Buchstaben geschrieben und ist mehr als der übernächste Tag. Ja, es reicht bis an das Ende aller Zeit.

Vielleicht werden manche von Ihnen nun meinen, daß Sie sich doch einen Besseren hätten zu diesem Tage rufen sollen. Einen, der das Lob Goethes und das Lob der Gemeinde Stäfa nachdrücklicher hätte sagen können. Aber ich glaube nicht, liebe Freunde, daß es an diesem Tage so darauf angekommen wäre. Und am wenigsten auf das Lob. Vielleicht hätten Sie jemanden rufen können, der dem Werk und dem Leben dieses großen Toten noch mehr verbunden wäre als ich. Aber niemanden, der Ihrem Lande mit einer

tieferen Liebe verbunden wäre. Niemanden, der so sehr sagen könnte wie ich: "Mir ist's wohl, daß ich ein Land weiß, wie die Schweiz ist. Nun geh' mir's, wie's wolle, hab' ich doch immer da einen Zufluchtsort". Denn Ihr Land war und ist es doch, in dem ich mehr als zehn Jahre lang die große, unzerstörbare Hoffnung gesammelt habe, daß den Guten dieser Erde doch einmal der Sieg geschenkt werden würde. Von jener ersten Stunde an im Picardschen Hause in Gentilino bis zu dieser Stunde im Wartenweiler'schen Hause in Küsnacht. Und wenn die Lautsprecher in den dunklen Jahren die neuen Lehren über unser Haus und alle Häuser der Welt sandten, wenn Reich auf Reich und Volk auf Volk in das Verderben stürzten: so standen doch hinter allen Bildern und Fanfaren unbeweglich die stillen Gesichter derer, denen ich begegnet war in meinen Wanderjahren in Ihrem Lande. Die so still waren, daß kein Widerschein über sie glitt, weder des Triumphes noch der Verzweiflung, aber deren Augen unverändert auf unsren Lebensweg blickten, so unverändert wie die Augen meines Vaters. Wenigen von uns ist gegeben, sich selbst zu bewahren, allein und ohne eine helfende Hand, und wenn Sie mir damit danken wollten, daß Sie mich für diesen Tag hierhergerufen haben, wie sehr vergißt man in der Güte des Herzens, daß ich mehr als die Hälfte des Dankes zurückzureichen habe an diejenigen, die mich stützten und trugen, allein durch ihr Dasein! Denn daß einer an uns glaubt, ist mehr, als daß er uns aus dem Kerker befreit. Und daß einer uns liebt, ist mehr, als daß er uns das Leben schenkt.

Dieser Gemeinde aber dieses schönen und geliebten Landes soll beschieden sein, daß sie in wieder 150 Jahren das Gedächtnis des großen Toten so treu bewahrt haben möchte wie heute. Daß sie auch dann noch ein Zufluchtsort für die Stillen der Erde sein möchte, wenn auch sonst nirgendwo eine Zuflucht mehr sein sollte. Für die, hinter denen die Sträucher zusammenschlagen, hinter denen das Gras wieder aufsteht, die die Öde verschlingt. Sodaß von diesem schönen Ort die schönen Verse geschrieben sein j könnten, die Goethe für alle Einsamen und Stillen der Erde geschrieben hat:

*Aber den Einsamen hüll'
in Deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
bis die Rose wieder heranreift,
die feuchten Haare
o Liebe, Deines Dichters!*